

LESEPROBE

Kirstin Messerschmidt

# WINTERBLUT

KLAK



### **WINTERBLUT**

Der junge Journalist William ist auf der Suche: Nach der Wahrheit über seinen unbekanntem Vater, nach den Ursachen für die Geisteskrankheit seiner Mutter, und schließlich sogar nach seinem plötzlich verschwundenen Lebensgefährten. Eine Spur führt zu einer landesweit bekannten Sekte. Inmitten all der Fragen verliebt William sich in seinen tyrannischen Chef Keno und will ihn mit einem waghalsigen Artikel über die Sekte beeindrucken. Während Kenos Spielchen William beinahe in den Wahnsinn treiben, ergeben die Recherchen für den Artikel Unglaubliches: Williams und Kenos Familien teilen ein Geheimnis...

### **KIRSTIN MESSERSCHMIDT**

wurde 1981 geboren, ist in Schleswig-Holstein aufgewachsen und begann ihre berufliche Laufbahn in einem Rechtsanwaltsbüro. Im Alter von 20 Jahren verließ sie ihre geliebte Heimat und ging nach London, um dort für den Musiksender MTV zu arbeiten. Seit 2005 lebt sie in Berlin und ist Musikredakteurin für MTV und VIVA. Geschrieben hat sie schon immer, jedoch meistens unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Beim ehemaligen Satiremagazin ZYN! ließ sie es zwar höchst öffentlich, aber leider unter falschem Namen krachen. Winterblut ist ihr erster Roman.

[www.kirstinmesserschmidt.de](http://www.kirstinmesserschmidt.de)

[D] € 12,90

[A] € 13,30

ISBN

978-3-943767-08-7

Der Weg über den Hof des Krankenhauses kommt mir endlos vor, federnde Schritte auf feuchtem Gras. Ich bin ihn schon oft gegangen, aber noch nie so früh am Morgen. Der Arzt und die Schwester warten bereits auf mich, begrüßen mich mit einem Nicken und bedeuten mir, ihnen zu folgen. Ich bin noch müde und kneife die Augen zusammen, um die neuen Aushänge am schwarzen Brett im Vorbeigehen lesen zu können, aber die Buchstaben verschwimmen vor meinen Augen. Der beißende Geruch von Desinfektions- und Putzmitteln schlägt mir entgegen, als der Arzt die Tür zum Zimmer meiner Mutter öffnet.

„Herr Ivanow“, sagt er, bevor er mich allein lässt, „Wenn sie noch Fragen haben, melden sie sich bei der Schwester.“

Ich bedanke mich, betrete das Zimmer und nähere mich ihrem Bett. An den Anblick habe ich mich mittlerweile gewöhnt: Mamas Haut spannt sich rot und glänzend über die Knochen ihrer Hände, so dass sie aussehen wie die Flügel eines frisch geschlüpften Vogels. Aber dort, wo die Flügel aufhören und die Arme anfangen, sind heute zwei dicke Verbände angebracht. Ich suche vergeblich nach einem Tropfen Blut an ihnen.

Es ist meine Schuld, denke ich. Ich hätte sie gestern nicht so aufregen dürfen. Andererseits: Hätte ich überhaupt noch *einen* Tag länger schweigen können? Nein. Er ist mein Freund! Wir lieben uns! Jeden Tag beichten Millionen von Söhnen ihren Müttern die Wahrheit – warum musste ausgerechnet *meine* es zum Anlass nehmen, sich ihre bleichen Arme aufzuschlitzen?

Ich setze mich auf den Plastikstuhl neben Mamas Bett und betrachte ihre bläulich schimmernden Lider.

„Was machst du nur, Mama?“

Ich bin heute nicht nur gekommen, um nach ihr zu sehen. Ich will ihr auch den Rest der Geschichte erzählen, damit sie mich endlich versteht. Heute ist ein guter Tag dafür, denn heute wird sie zu keinen Dummheiten mehr in der Lage sein.

## *Sechs Monate vorher*

Ich blinzelte und stellte meine Umgebung scharf. Die gelben Augen meiner Katze Sushi schwebten vor dem Hintergrund meines überquellenden Kleiderschranks und das Schlafzimmer roch nach der moosigen Kälte, die durch die alten Fenster herein zog. Neben mir – genau an der Stelle, an der eigentlich mein Freund Paul hätte liegen sollen, schlief Coco mit ausgestreckten Pfoten und schnarchte leise vor sich hin. Die linke Seite des Bettlakens war mittlerweile mit genügend Katzenhaaren übersät, dass ich mir einen Pullover daraus hätte stricken können, was vor allem daran lag, dass mein Freund Paul es fast täglich versäumte, mit mir im selben Bett aufzuwachen.

Ich schielte auf den kleinen Radiowecker auf dem Boden. An meinem ersten Urlaubstag hatte ich eigentlich ausschlafen wollen. Mein Körper hatte in den vergangenen Wochen damit begonnen, sich selbst zu verdauen, was sich in entsetzlichen Magenkrämpfen äußerte, die immer schlimmer wurden. Möglicherweise ein Grund, mal einen Arzt aufzusuchen; bei dieser Gelegenheit könnte ich auch mal dieses ständige Herzrasen checken lassen. Wenn ich aber genauer darüber nachdachte, an die wochenlangen Wartelisten, an die lähmende Unlust der Ärzte, dann wurde mir jedes Mal klar, dass ich dort nur meine Zeit verschwenden würde. Ich *wusste* schließlich, wo die Ursache für meine Qualen zu finden war – nur war ich immer zu feige gewesen, sie zu beseitigen. Die Ursache saß in der Redaktion des Kieler *Kurier* hinter einem schwarz lackierten Schreibtisch und hieß Keno Winter. Elva nannte ihn gern einen „Zahnarztbohrer im Maßanzug“. Ein sehr passender Vergleich, wie ich fand, denn er raubte mir den letzten Nerv. Keno, seines Zeichens Redaktionsleiter mit ausgeprägten sadistischen Neigungen und zu allem Übel mein Boss, lauerte an jedem einzelnen beschissenen Tag auf eine gute Gelegenheit, mich bei lebendigem Leib zu verspeisen. Und Gelegenheiten gab es weiß Gott genug. Er beherrschte die bunte Palette des Arbeitsplatzterrors wie kein anderer: Kreuzverhörartige Befragungen, Demütigende Brüll-Standpauken, Verteilung völlig sinnloser oder unlösbarer Aufgaben, Deadlines, die Zeitmaschinen erforderten, irrsinnige Kritik an Artikeln, die den Pulitzerpreis bekämen, würden sie es je an Kenos inquisitorischer Instanz vorbei schaffen. Geht-das-nicht-schneller-hop-hop-hop-verdammt-William-was-machst-du-eigentlich-den-ganzen-Tag! Kurz: Keno Winter war das Epizentrum meines Hasses. Daher die Magenschmerzen. Die ganze Aufregung, das ist nichts für mich.

Nicht allen im Büro war aufgefallen, dass es sich bei meinem Chef um eine Bestie in Lackschuhen handelte, denn bei den Weibchen in der Redaktion sorgte

Keno für massenhaft feuchte Höschen, wann immer er seinen Luxuskörper durch die Flure schwang. Reihenweise verfielen sie dem dunkelhaarigen Mann mit den rätselhaften Augen. Dass er verheiratet war und eine kleine Tochter hatte, spielte offenbar weder für Keno noch für unsere zahlreichen blondierten Praktikantinnen eine Rolle.

Abgesehen von meinem schrecklichen Chef konnte ich meinen Beruf aber ganz gut leiden. Ich schrieb gern für den *Kurier*; die Arbeit ging mir leicht von der Hand und die meisten anderen Kollegen, sogar die schlechten Honorare, waren zu ertragen. Wir hatten es gut im Schoße der Mutter, es gab immer genug zu tun, niemand musste ohne Lohntüte nach Hause gehen. Und da draußen auf dem freien Markt rannten vielleicht noch viel schlimmere Kampfhunde herum als Keno Winter. Diese Befürchtung war es wohl, die mich Jahr um Jahr in diesem Irrenhaus gehalten hatte.

Eine Katzenkralle bohrte sich langsam in meine Fußsohle. Ich zog den Fuß unter die Decke und streichelte Coco den Rücken. An Schlaf war jetzt sowieso nicht mehr zu denken, denn der Gedanke an Keno hatte den letzten Schleier angenehmer morgendlicher Taubheit in unerreichbare Ferne geweht. Ich versuchte die Wut abzuschütteln. Zum Glück musste ich dieses Arschloch heute und für den Rest der Woche nicht ertragen.

Ich setzte mich auf, schlug die Bettdecken zurück und wurde von der eiskalten Luft beinahe wieder ins Kissen geschleudert. Schlotternd suchte ich im Gewühl der Decken nach meinen Hausschuhen und dem Pulli von gestern. Beim Anziehen blieb ich mit meiner Halskette in der Kapuze hängen, und während ich mich minutenlang zu befreien versuchte, begann ich schon, diesen Tag zu hassen. Die Dielen knarrten, als ich ins düstere Wohnzimmer schlurfte. Kalter Rauch hing im Raum, die Luft schmeckte abgestanden und passte gut zu dem, was ich sah: Leere Bierflaschen und zerknüllte Chipstüten auf dem Wohnzimmer-tisch, Staubflusen und heruntergefallene Zigarettenasche auf jedem Quadrat-zentimeter des alten Teppichs. Auf halber Strecke wurde ich von den Katzen überholt, die zu den Futternäpfen in der Küche galoppierten.

Eigentlich hatte ich erwartet, Paul hier zu finden, schnarchend und restalkoholisiert, aber er war nicht da. Ich öffnete die Tür zu seinem Arbeitszimmer – Nichts. In der Küche griff ich nach meinem Telefon, das auf der Arbeitsfläche lag, und klemmte es mir zwischen Schulter und Ohr, nachdem ich Pauls Handy-nummer gewählt hatte. Als der Anrufbeantworter ansprang, legte ich sofort wieder auf und sah auf die Uhr: Halb zehn. Vor zwölf Uhr Mittags stand Paul sonst nie auf, es konnte also nur eine Erklärung geben: Er war noch gar nicht zuhause gewesen. Sicher hatte er wie so oft bis in die frühen Morgenstunden schwankend am Tresen im *Mr. Poppers* gesessen. Aber wo war er jetzt? Soweit

ich wusste, warf der Wirt spätestens um vier Uhr die letzten Gäste aus dem Laden und ließ vor zehn Uhr morgens niemanden herein.

Während ich das faserige Hühnerfleisch in die Nöpfe schaufelte, beschloss ich, dem *Mr. Poppers* einen kleinen Besuch abzustatten und das Personal zu Pauls Verbleib auszufragen.

Ich schaltete den Wasserkocher ein und schüttete etwas Instant-Kaffeepulver in eine schmutzige Tasse. Der Abwasch türmte sich seit Tagen in der Küche und der Fußboden war mit hell- und dunkelbraunen Flecken übersät. Während das Wasser zu Blubbern begann, beobachtete ich die Reste der Gemüsesuppe von letzter Woche und spielte mit dem Gedanken, den Topfdeckel einfach mit Klebeband zu versiegeln und im Hinterhof zu begraben. Später.

Ich zog mir einen Stuhl heran und setzte mich mit dem Kaffee ans Fenster. Die ersten Sonnenstrahlen kitzelten die braungelben Blätter, die noch vereinzelt an den Ästen der Kastanie vor dem Haus hingen, der Rest wurde schon vom eisigen Herbstwind über den Fußweg gekräuselt.

Nachdem ich den Kaffee ausgetrunken hatte, zwängte ich mich in meinen Wintermantel und verließ das Haus. Es war viel zu kalt für Oktober, und vor allem zu kalt für die kaputte Heizung in unserer Wohnung. Seit Tagen hinterließ ich schon Nachrichten auf dem Anrufbeantworter unserer Hausverwaltung, aber bis jetzt hatte sich niemand blicken lassen. Möglicherweise hatte es etwas damit zu tun, dass wir mit den Mietzahlungen oft zu spät dran waren. Noch ein Grund, Paul zur Rede zu stellen: Er schuldete mir noch immer seinen Mietanteil vom letzten Monat, und wenn ich tatsächlich meine paar freien Tage genießen wollte, dann konnte ich das Geld jetzt sehr gut gebrauchen. Nicht, dass es Paul an Geld gefehlt hätte – schließlich war auch immer etwas für einen guten Wein oder seine geliebten Gauloises übrig. Soweit ich es beurteilen konnte, liefen seine Geschäfte gut, auch wenn sie sich an den meisten Tagen darauf beschränkten, durch die Stadt zu fahren oder sich stundenlang mit Männern in Anzügen zu unterhalten. Vielmehr fehlte es ihm wohl am nötigen Teamgeist, unsere Beziehung sowohl zwischenmenschlich als auch wirtschaftlich zu pflegen. Da war es wieder – das Brennen im Magen. Es erinnerte mich daran, dass ich vergessen hatte zu frühstücken.

Nach einem kurzen Fußweg erreichte ich das *Mr. Poppers*. Die kleine Bar an der Holtenauer Straße war ein Relikt aus dem letzten Jahrhundert und stand als ehemalige Arbeiterkneipe unter dem Denkmalschutz vieler Generationen von Alkoholikern. Dass der neue Besitzer eine hippe Szenekneipe mit deutlich schwulem Einschlag daraus gemacht hatte, war den alt eingesessenen Skat- und Spielautomaten-Mittfünfzigern entweder vor lauter Schnaps nicht aufgefallen, oder es machte ihnen nichts aus, denn zwischen Art déco und pinkfarbener

Wandpelle mufften die alten Herren noch immer am Ende eines jeden anstrengenden Hartz-IV-Tages in den Ecken der Bar vor sich hin. Als die schwere Holztür hinter mir zufiel, mussten meine Augen sich erst einmal an die Dunkelheit gewöhnen. Hinter der honigfarbenen Bar rubbelte ein junger Mann mit Lockenfrisur an einem Bierglas herum und beachtete mich nicht weiter. Ein mutiger Sonnenstrahl kämpfte sich durch den einzigen freien Fleck der sonst dreckigen Fenster und bekam im wabernden Rauch eine zähe Konsistenz. Zwei Männer saßen an einem Spielautomaten und drehten sich zu mir um, als ich an die Bar trat, was mich ermutigte, mein Anliegen vorzutragen.

„Hallo, ich suche Paul. War er hier?“

Der Barkeeper stellte ein Glas weg, schob sich eine Locke hinters Ohr und tauchte das nächste Glas ins Spülwasser, aber er sah mich noch immer nicht an. Die beiden Männer tauschten einen Blick aus, dann winkte einer von ihnen mich herüber. Zögernd verlagerte ich mein Gewicht aufs vordere Bein und bewegte mich durch den Raum.

„Paul is gestern mit dieser Tante wech.“, sagte er in feinstem Plattdeutsch. Seine mächtige Alkoholfahne schlug mir hart ins Gesicht und sein zahnloses Grinsen verursachte mir Übelkeit.

„Micha, wie heißt die olle Hexe noch mal?“, fragte er an seinen Kumpel gewandt. Der andere begann, in der Nase zu popeln und antwortete erst, als er ein hübsches Stück zutage befördert hatte.

„Richter, glaub ich.“

„Stimmt!“, sagte der Zahnlose, „Sarah Richter!“

Ich sah ihn verständnislos an.

„Kennst du nicht? Die ist doch stadtbekannt! Und ziemlich gefährlich, wenn du mich fragst. Aber dein Paule treibt sich ja öfter mit solchen Leuten rum. Der is bestimmt schon wieder in Dübels Köken!<sup>1</sup>“

Mein Gesichtsausdruck muss zum Fürchten ausgesehen haben, denn der andere fasste mich am Ellenbogen und schob mich auf einen Barhocker – scheinbar, damit ich nicht umfallen konnte. Nach einer Schrecksekunde – vielleicht auch einer Schreckminute – fand ich meine Sprache wieder.

„Inwiefern *gefährlich*?“

„Ach, was weiß ich. Erzählt man sich halt so.“

„Wo finde ich diese Frau?“

Der Barmann knallte ein Schnapsglas vor mir auf den Tresen, ohne mich dabei anzusehen. Es war vor Kälte beschlagen und leuchtete gespenstisch im Licht des einsamen Sonnenstrahls.

---

<sup>1</sup> Plattdeutsch für „in Teufels Küche“.

„Immer Richtung Wasser. Das komische Haus im Karolinenweg mit der dusseligen Turmspitze und dem Vogel drauf.“

Er zeigte in die Richtung, aus der ich gekommen war.

„Die Villa?“

Die Männer erhoben ihre Gläser. Mein Kopf war leer und mein Magen voller Treibsand. Ich trank den Schnaps in einem Zug aus, als könne er mir beim Denken helfen, dann warf ich eine Münze auf den Tresen und stürzte hinaus ins Sonnenlicht.

Auf dem Weg zur Villa brannten Wut und Wodka in meinem Magen und die Aufregung wuchs mit jedem Schritt.

Was zur Hölle hatte Paul bei dieser Sarah Richter verloren? Vielleicht gehörte sie zu seiner Kundschaft, aber dann stellte sich doch die Frage, seit wann Paul die Nächte mit seinen Geschäftspartnern verbrachte. War es möglich, dass er mich betrog? Mit einer *Frau*? Nein, das war lächerlich.

Ich kannte besagte Villa, denn ich lief jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit an ihr vorbei. Sie war eine kuriose Kombination aus Barock- und Jugendstilbau mit unzähligen Erkern, verzierten Veranden und einem entarteten Türmchen auf dem Dach, auf dessen Spitze ein viel zu groß geratener Wetterhahn thronte. Meine Nase lief von der Kälte, als ich endlich vor dem Tor stand. Ein kleiner Vorgarten erstreckte sich zwischen dichten Hecken, die das komplett mit Sträuchern und Farnen zugewachsene Grundstück säumten. Vom eisernen Tor aus führte ein schmaler Steinweg zu einer Treppe, die wiederum zur Haustür führte. Auf dem Dach eines Schuppens an der Seite des Hauses saß eine Krähe und sortierte das Laub in der Regenrinne. Ich schritt den Weg entlang und stieg schließlich die moosige Treppe hinauf. Auf dem Klingelschild war nur ein Name zu lesen: RICHTER. Zögerlich drückte ich auf den Klingelknopf und lauschte mit flatternden Nerven dem satten Glockenklang. Durch das geschliffene Glas in der Flügeltür versuchte ich, Bewegungen im Inneren des Hauses zu erkennen. Wie eingefroren wartete ich minutenlang und sah mich schließlich, da sich nichts regte, im Garten um. An der Hecke entlang standen bis in den hinteren Garten hinein kahle Apfelbäume, an denen noch einzelne verrottete Früchte hingen. Der Rest der Äpfel lag unversehrt in einem Körbchen, das scheinbar in der Einfahrt abgestellt wurde, damit Passanten sich daraus bedienen konnten. Zwischen Blumenkübeln und Sträuchern entdeckte sich, umspielt von blassen Tupfern aus Sonnenlicht, vereinzelt weiße Figuren im Laub, die sich bei genauem Hinsehen als kleine Engel aus Stein erwiesen. Ich wagte einige Schritte um das Haus herum und gelangte an ein Fenster, das viel zu weit oben war, um einen Blick ins Innere der Villa zu werfen. Auf der Suche nach etwas zum Draufsteigen schlich ich in den hinteren Garten, wobei kleine



Äste unter meinen Stiefeln so laut knackten, dass es noch die Nachbarn in ihren Häusern hören mussten. Angst und Entschlossenheit mischten sich in meinem leidgeprüften Magen mit dem unangenehmen Gefühl, etwas Verbotenes zu tun, als ich über einen umgefallenen Baumstamm stieg, um zum Pavillon am Rande des Gartens zu gelangen. Dort entdeckte ich einen Blecheimer, den ich zurück zum Haus trug und kurzerhand zum Podest umfunktionierte. Ich setzte einen Fuß darauf und zog mich langsam am Fensterbrett hoch. Atemlos blickte ich ins Innere des Hauses. Außer einem massiven Tisch mit etwas darauf, das aussah wie ein Zahnarztbesteck, erkannte ich nichts. Ich strengte die Augen an, um noch mehr sehen zu können, als sich plötzlich etwas Großes, Rundes in mein Blickfeld schob: Ein riesiger Kopf startete mich aus aufgerissenen Augen an. Vor Schreck rutschte ich vom Eimer, knickte mit dem Fuß um und stieß einen Schrei aus, den ich lieber für mich behalten hätte, denn spätestens jetzt wussten selbst die schwerhörigsten Nachbarn, dass ich hier war. Panisch versuchte ich aufzustehen, um zu flüchten, aber der stechende Schmerz des Knöchels warf mich zurück ins kalte Laub. Von drinnen ertönte ein höllisches Gebrüll. Jemand kam die Treppe herunter und stapfte in meine Richtung. Im selben Moment hörte ich ein Geräusch hinter meinem Rücken – es schien aus der Hecke zu kommen und klang wie ein Niesen. Ich rutschte auf dem Hintern ein Stück zurück und versuchte, zwischen den dichten Blättern etwas zu erkennen, aber bevor ich etwas sehen konnte, standen schon zwei große Stiefel vor mir im Gras. Ich sah nach oben und blickte in die riesigen Augen, die mich gerade noch aus dem Fenster angestarrt hatten. Dieser Mensch war massiv, doch er hatte das Gesicht eines Zwölfjährigen. Ich umklammerte mit der Hand mein verletztes Fußgelenk. Eine Frauenstimme aus dem Haus ließ mich erneut hochschrecken:

„Pascal! Sofort reinkommen!“

Während ich noch einmal versuchte aufzustehen, bog die Frau bereits um die Hausecke und kam vor mir zum Stehen. Eisblaue Augen musterten mich aus einem botoxglatten Gesicht, das von dichtem grauem Haar umrahmt war. Mit ihrer Steppweste, dem Rollkragenpullover und der Bügelfaltenhose sah sie nicht gerade *gefährlich* aus.

„Was machen sie in meinem Garten?“ Ihre Stimme war rau und tief.

„Nichts, ich wollte nur... sind sie Sarah Richter?“

Die Augen der Frau wurden zu Schlitzen und sie verschränkte die dünnen Arme vor der Brust.

„Was wollen sie?“

„Ich suche Paul.“

„Und warum müssen sie das ausgerechnet in meinem Garten tun?“

„Sie waren gestern mit ihm im *Mr. Poppers*.“

Ihr Gesicht verriet, dass sie wusste, wovon ich sprach. Sie löste die verschränkten Arme und rieb sich die Hände, während sie den Blick durch den Garten schweifen ließ, als wolle sie unerwünschte Zuhörer erspähen. Dann ordnete sie dem Riesen namens Pascal an, mich ins Haus zu bringen. Dieser bückte sich und hob mich vom Boden auf, als wäre ich leicht wie ein Schmetterling. Ich protestierte zwar, versuchte aber gar nicht erst, mich gegen seinen festen Griff zu wehren. Sarah Richter schritt voraus, den Kopf in den Nacken geworfen, während Pascal mich durch die Haustür trug.

Die Luft änderte sich schlagartig. Statt des klammen, erdigen Gartengeruchs strich mir der warme Duft von Zimt und Vanille um die Nase. Wohin ich auch sah, überall war etwas Schönes: Hohe Decken, mit pflirschfarbenem Stuck verziert. Auf dem Fußboden ein poliertes Schachbrettmuster. Vitrinen aus Mahagoni, goldene Bilderrahmen, Kaminholz, Schnörkel, Blumen und Kordeln – und über allem schwebte ein fantastischer Kronleuchter.

Pascal ließ mich in einen tümpelgrünen Sessel fallen und mein Blick folgte ihm, als er über die breite Treppe im Wohnzimmer auf die Galerie stieg und schließlich im hinteren Teil der ersten Etage verschwand. Sarah Richter nahm mir gegenüber auf dem Sofa platz und blinzelte mich aus ihren kalten Augen an.

„Kaffee?“, fragte sie trocken.

Verwirrt schüttelte ich den Kopf.

„Wo ist er?“

„Sie haben sich noch nicht vorgestellt!“

Ihr strenger Ton zwang mich zur Vernunft.

„Mein Name ist William. Ich bin Pauls Freund.“

„Sind sie ein *guter* Freund?“

„Ist das denn wichtig? Ich muss dringend mit ihm sprechen. Wo ist er?“

„Ihr Tonfall gefällt mir gar nicht, junger Mann.“, bemerkte sie, erhob sich und bestellte vom Fuß der Treppe aus lautstark einen Kaffee. Bei wem sie ihn bestellte, war mir nicht ganz klar, bis Pascal wieder an der Balustrade auftauchte. Auf dem Weg nach unten nahm er immer zwei Stufen auf einmal. „Bring einen Eisbeutel mit!“ rief Frau Richter ihm nach, als er schon in der Küche verschwunden war. Ich schwieg und wartete. Langsam kam sie zurück und nahm wieder gegenüber Platz. Sie nahm sich viel Zeit, bevor sie schließlich weiter sprach.

„Ja, es stimmt – Paul und ich waren gestern zusammen unterwegs, aber...“

„Woher kennen sie ihn?“, unterbrach ich sie.

Ihr sowieso schon schmaler Mund wurde zu einem dünnen Strich.

„Sind Sie immer so nervtötend? Das würde ja einiges erklären.“

„Was soll das heißen?“

Pascal stand so plötzlich mit dem Kaffee neben mir, dass ich vor Schreck einen kleinen Hüpfen machte. Auf dem Silbertablett in seiner Hand lag neben einer zierlichen Tasse ein blaues Kühlpaket, das er mir reichte.

„Danke.“, sagte ich und beäugte den schweigsamen Riesen misstrauisch.

„Er ist froh, wenn er etwas zu tun hat.“, sagte die Richter, als sie meinen Blick bemerkte. Pascal entfernte sich wortlos und der Kühlbeutel verschaffte meinem schmerzenden Knöchel sofort Erleichterung. Frau Richter ließ zwei Stücke Zucker in ihren Kaffee fallen und begann, ihn geräuschvoll umzurühren. Ich wartete noch immer auf eine Antwort und die Ungeduld quoll aus jeder meiner Poren. Nachdem sie einen Schluck genommen hatte, lehnte sie sich zurück.

„Paul ist ein Freund meiner Tochter Martha. Ich kenne ihn nicht besonders gut, aber wie sie als Freund wahrscheinlich wissen, hat er ein paar Probleme.“ Sie machte eine Pause und sah mich an. Ich wusste nicht recht, welche Reaktion sie erwartete. Sprach sie von seinem Alkoholproblem? Oder gab es noch andere Schwierigkeiten? Ich nickte einfach und hoffte, dass sie weiter sprechen würde.

„Ich hatte mal eine Praxis für Verhaltenstherapie, musste sie aber vor Jahren aufgeben. Heutzutage gehört mein Herz nur noch der Kunst, aber hin und wieder erfülle ich noch einen kleinen Freundschaftsdienst. Jedenfalls hat Martha mich gebeten, Paul ein wenig zu helfen. Und das habe ich getan.“ Ich kaute ungeduldig auf meiner Unterlippe und durchsuchte meine Erinnerung nach dem Namen *Martha*, aber ich fand keinen Hinweis.

„Und woher kennen sich die beiden?“,

Frau Richter zögerte, bevor sie antwortete.

„Von früher. Sie sind alte Schulfreunde.“

Ihre komplette Erscheinung hatte in diesem Moment etwas greifbar Unehrlisches.

„Und von welchen Problemen sprechen wir hier?“

„Wenn sie es nicht wissen, dann wird das schon einen Grund haben, denke ich.“

„Sagen Sie mir wenigstens, wo er ist!“

„Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.“

„Könnte ich dann bitte mit ihrer Tochter sprechen? Ist sie hier?“ Ich wippte ungeduldig mit dem gesunden Fuß.

„Nein, sie ist nicht hier.“

„Und wo finde ich sie?“

„Lassen sie mir gern ihre Telefonnummer hier und ich werde Martha sagen, dass sie sie anrufen soll.“

Nach ein paar hilflosen Sekunden zog ich ein Stück Kaugummipapier aus meiner Manteltasche, strich es auf der Tischplatte glatt und notierte meine Nummer. Dann legte ich das Kühlpaket zurück auf das Kaffeetablett und versuchte aufzustehen – das Gelenk schmerzte zwar noch, aber ich konnte zum Glück wieder auftreten. Gefolgt von Frau Richter humpelte ich zur Tür, wobei mein Blick erneut auf das Zahnarztbesteck auf dem Esstisch fiel.

„Wofür ist das?“, fragte ich, doch anstatt mir zu antworten, griff sie in das Wandregal über dem Tisch und zog einen unförmigen weißen Brocken heraus. Als sie ihn drehte, offenbarten sich die feinen Züge eines Kindergesichts an seiner Rückseite. Feiner Staub rieselte zu Boden.

„Das Schwierigste sind die Flügel.“, sagte sie und grinste. Beim Anblick ihrer langen Zähne fiel mir ein, was der zahnlose Säufer gesagt hatte und ich bekam eine Gänsehaut.

„Sie sagen mir nicht die Wahrheit, oder?“, fragte ich. „Sie wissen sehr wohl, wo Paul ist.“

Ich hörte sie leise nach Luft schnappen, aber sie fasste sich so schnell wieder, dass ihr winziger Zusammenbruch kaum zu sehen war. Dann servierte sie mir ein kaltes Lächeln. „Raus.“

Voller Unbehagen vergaß ich, mich zu verabschieden und stolperte hinaus in die Herbstluft. Eiskalter Wind schnitt mir in die Wangen und ließ meine Augen tränen, und der wirre Knoten meiner Gedanken zog sich immer fester zu, je länger ich über das Gehörte nachdachte. Wieso sollte Paul sich ausgerechnet diese alte Giftnudel aussuchen, um seine Probleme zu lösen? Wo versteckte er sich? Und vor wem? Warum hatte ich noch nie von dieser Martha gehört? Gab es sie wirklich, oder hatte die Richter sie gerade erfunden? Ich hasste nichts mehr, als angelogen zu werden. Eines war klar: Wenn Paul in ein paar Tagen wieder vor der Tür stehen würde, konnte er sich auf etwas gefasst machen!

Nachdem ich erneut versucht hatte, ihn auf dem Handy zu erreichen und einen wütenden Text auf seiner Mailbox hinterlassen hatte, machte ich mich auf den Weg nach Hause. Mein Magen knurrte noch immer und ich beschloss, mir an der Kiellinie ein schnelles Frühstück zu organisieren.

In einem Restaurant bestellte ich eine Portion Pommes zum Mitnehmen und gesellte mich damit zu den Touristen, die staunend am Kai entlang flanieren und das Panorama der Kreuzfahrtschiffe betrachteten. Selbst nach zehn Jahren war es immer wieder überraschend, wie man in dieser Stadt ahnungslos um eine Hausecke biegen und ganz plötzlich zu einem dieser gigantischen Dampfer aufblicken konnte.

Ich setzte mich auf eine der Bänke, die am Wasser in der Sonne standen und aß so hastig, dass ich mir den Mund verbrannte. Eingehüllt in Pommestampf und

belagert von zwei Möwen, die mein Frühstück genau im Auge behielten, grübelte ich über meine Beziehung zu Paul nach. Es tat weh, einfach so sitzen gelassen zu werden. Wie lange würde ich seine Launen noch aushalten können? Er trieb seine Spielchen mit mir nun schon entschieden zu lange. War ich vielleicht nur zu Faul für den entscheidenden Schritt? Oder fehlte es mir einfach an Selbstachtung?

Mit der freien Hand suchte ich in meinem Mantel nach einem Taschentuch, um mir die Nase zu putzen, als ich plötzlich eine vertraute Stimme hinter mir hörte. Mein Rücken versteifte sich. Fast hätte ich meinen letzten Bissen wieder ausgespuckt. Eilig zog ich meine Mütze tiefer ins Gesicht, senkte den Blick und hoffte, dass der Pommenebel meine Tarnung vervollständigte. Seine Stimme kam näher und ich sah aus dem Augenwinkel, wie er die Möwen verscheuchte und sich auf die benachbarte Bank setzte. Er schien zu telefonieren, denn er sprach mit längeren Pausen. Ich hielt mir die Pommies noch dichter vor das Gesicht und beobachtete ihn. Er atmete scharf ein, bevor er weiter sprach.

„Bitte, mach das nicht mit mir! Ich... *nein*, hör zu! Wir können uns doch noch einmal treffen und über alles... tu mir das nicht...*Scheiße!*“

Mit einem Knall landete das Telefon auf dem Boden und zersprang in seine Einzelteile. Er blieb mit gesenktem Kopf sitzen und sein Körper zuckte in unregelmäßigen Abständen. Zwischen uns waren nicht einmal zwei Meter Abstand und ich konnte seinen Schmerz fast körperlich spüren. Er rieb sich mit den Händen das Gesicht und schluchzte leise. Ich wagte einen genaueren Blick. Seine Augen waren rot und geschwollen und auch der Rest seiner Erscheinung hatte deutlich an Glanz verloren. Viel zu spät bemerkte ich, dass ich ihn jetzt offen anstarrte. Ich konnte meinen Blick nicht schnell genug losreißen, als er mich plötzlich direkt ansah. Ich blickte in die schwarzen Augen von Keno Winter.

Einen kurzen Moment lang blieben unsere Blicke an einander haften. Geschockt sah ich weg. Es war verstörend, meinen größten Feind so zu sehen – schwach und verzweifelt. Ganz offensichtlich war ihm diese Begegnung genauso unangenehm wie mir, denn ein paar Augenblicke später stand er auf und ging. Mein Herz brauchte eine Minute, bis es seinen Rhythmus wieder fand. Keine Ahnung, wie lange ich so in der Kälte gesessen hatte, aber als ich irgendwann aufstand, waren meine Glieder komplett steif gefroren. Verwirrt und schlotternd vor Kälte machte ich mich endlich auf den Weg nach Hause. Ich hätte mir gut weiterhin über Paul und seine Eskapaden den Kopf zerbrechen können, aber etwas störte meine Gedanken: Es war Keno. Sein Anblick ließ mich nicht mehr los, und ich fragte mich die ganze Zeit, was ihn wohl so

zugerichtet hatte. Zum ersten Mal seit ich diesen gnadenlosen Herrscher meiner Alpträume kennen und hassen gelernt hatte, fühlte ich eine sonderbare Verbundenheit zu ihm.

Als ich zuhause die Tür aufschloss, hörte ich in der Wohnung das Telefon klingeln. Über die Katzen stolpernd rannte ich ins Wohnzimmer und riss den Hörer aus der Station.

„Hallo!“

„Hallo Schatz, störe ich?“

Ich ließ den Kopf hängen und sank aufs Sofa.

„Hallo Mama. Natürlich störst du nicht!“

„Wie geht es dir, mein Junge?“

„Hervorragend!“ Ich verzog das Gesicht und versuchte, meine Stiefel abzustreifen.

„Und dir?“

„Sehr gut! Ich habe neue Tabletten und bin nicht mehr so müde.“

„Toll! Sind alle nett zu dir, Mama?“

„Jaja. Ich habe auch einen neuen Pfleger. Ein ganz hübscher Kerl! Sieht ein bisschen aus wie dein Erzeuger, damals, als er jung war.“

„Das ist ja nicht so schön.“, sagte ich.

Ich wunderte mich über meine Mutter, denn normalerweise war mein Vater ein Thema, das sie tunlichst mied. Ich hatte ihn nie kennen gelernt, aber nach allem, was ich über die Jahre herausbekommen hatte, war das wohl auch besser so. In meiner Vorstellung war aus den vielen kleinen Puzzleteilen ein Gangsterboss mit einer Beretta im Geigenkoffer geworden. Aber das einzige, was ich definitiv wusste, war, dass er meiner Mutter sehr wehgetan hatte. Sie war erst sechzehn gewesen, und als sie mich bekommen hatte, war der Kerl schon über alle Berge gewesen. Aus Helena Ivanow, der strahlend-schönen Eiskunstläuferin, die kurz vor der großen Karriere gestanden hatte, war Helena Ivanow, die einsame, allein erziehende Mutter geworden.

„Ach. Ich bin drüber weg, Liebling.“

„Das ist gut, Mama.“

„Du wirst es besser machen, oder mein Junge? Wenn du mal eine hübsche Frau findest, wirst du sie festhalten und nie mehr loslassen, versprichst du mir das?“

Ich hustete. „Versprochen, Mama.“

„Kommst du mich an Weihnachten besuchen?“

„Natürlich!“

„Das ist gut.“

Ich lauschte noch eine Weile dem tröstenden Klang ihrer Stimme und dachte an bessere Zeiten: Mama und ich in einem grünen Golf I. Tage und Nächte auf

der Autobahn, Raststätten und Motels, hart gekochte Eier, Benzingeruch und Malbücher. Wir waren immer unterwegs gewesen – man hätte denken können, wir waren auf der Flucht. Aber Mama liebte einfach das Reisen. Sie hatte es nie lange an einem Ort ausgehalten. Umso schlimmer, dass sie jetzt in dieser Klinik steckte.

Am Tag ihrer Einweisung hatte man sie direkt vom Krankenhaus in diesen trostlosen, vergammelten Klotz von Psychoklinik außerhalb der Stadt gebracht. Ich hatte einen Taxifahrer gebeten, den Golf von unserer Pension abzuholen und auf den Parkplatz der Psychiatrie zu fahren. Dort stand er bis heute. Mittlerweile hatte ich sogar einen Führerschein, aber ich wagte es nicht, den Wagen auch nur anzurühren. Er war wie das Zimmer eines vermissten Kindes, das jahrzehntelang auf die Rückkehr seines Bewohners wartete.

Am Tag danach war ich, bepackt mit einer großen Tasche mit Mamas wichtigsten und liebsten Dingen, in die Klinik zurückgekehrt, um ihr Zimmer einzurichten. Das alte Che-Guevara Poster mit den abgerissenen Tesafilm-ecken war notdürftig an die Raufasertapete geklebt worden, Mamas Lack-schatullen, die bis obenhin mit Schmuck gefüllt waren, hatte ich auf die beiden Fensterbänke verteilt, und einige ihrer bunten Röcke und Tücher waren extra nicht im Schrank, sondern an den Kleiderhaken und zusammenge-faltet im Regal gelandet. Ich hatte so verzweifelt versucht, die farblose Kälte aus dem Zimmer zu vertreiben, dass ich sogar noch die entsetzlichen haarigen Koboldpuppen aus dem Kofferraum auf dem Besuchertisch und dem Fußende ihres Bettes verteilt hatte. Am Abend war ich noch lange geblieben und hatte auf dem kleinen Fernseher an der Wand *Tatort* und die Tagesthemen geguckt, während Mama längst von ihren Medikamenten eingeschlafen war. Meine hübsche, zierliche Mutter. Sie füllte das große Bett nicht einmal ansatzweise aus. Am liebsten hätte ich mich dazu gelegt und ihre Hand gehalten. Alles wäre mir lieber gewesen, als allein zurück in die Pension zu gehen und mir darüber klar zu werden, was ich nun mit meinem Leben an-fangen wollte.

„Ich geh jetzt schlafen. Tschüss mein Junge.“

„Tschüss Mama.“

Ich legte auf, schleppte mich ins Schlafzimmer und ließ mich aufs Bett fallen. Es war still in der Wohnung. Wenn Paul hier war, lief sonst immer irgendwo ein Fernseher, aber jetzt hörte ich nur das leise Blubbern der kaputten Heizung. Nach einer Weile sank ich in einen leichten Dämmer-schlaf, aus dem ich bei jedem Geräusch im Haus hochschreckte. Irgendwann gesellte sich Coco zu mir ins Bett und schmiegte sich an meine Seite. Die beruhigende Wärme des kleinen Körpers ließ mich endlich einschlafen.

Ich erwachte schwer atmend, weil jemand gegen die Haustür donnerte. Es war fast dunkel im Zimmer – ich musste sehr lange geschlafen haben. Ich versuchte noch, den letzten Zipfel eines Traumes festzuhalten, der zugleich absurd und wunderschön gewesen war: Ich hatte verletzt in einem verwunschenen Garten gelegen und Keno war gekommen, um mich zu retten. Ich spürte nach, fühlte noch eine Sekunde lang die ungewohnte Geborgenheit, bis sie mir schließlich entwischte. Alles was mir blieb war die Verwunderung über eine neue, eigenartige Wärme.

Als es zum zweiten Mal klopfte, streckte ich die Hand nach dem Lichtschalter aus, zwang mich zum Aufstehen und ging zur Tür.

„Hallo?“ Meine Stimme war nur ein Krächzen.

„Herr Ivanow! Hier ist die Polizei. Öffnen Sie die Tür!“

Ich erkannte meine Lieblingsstimme sofort. Schnell entriegelte ich alle Schlösser, öffnete die Tür und blickte in das gütige, breite Gesicht von Elva. Sie war meine engste Freundin, und wenn ich ehrlich war, auch die einzige. Wir hatten uns an meinem ersten Arbeitstag, der gleichzeitig auch der Tag von Elvas Kündigung war) vor dem Büro des *Kurier* kennen gelernt. Im strömenden Regen und mit einem völlig durchweichten Karton mit weihnachtlicher Schreibtisch-Dekoration hatte ich neben ihr unter dem Dach der Bushaltestelle gestanden und mir ihre tränenüberströmte Variante der Geschichte angehört. Elvas Erklärung der Dinge war so simpel wie einleuchtend: Keno war ein Arschloch.

Seither schlug sie sich mit Gelegenheitsjobs durch und wartete auf ihre Chance, bei den Käseblättern der Konkurrenz unterzukommen, aber Kiel war ein brutaler Ort für Jobsuchende. Ihren Lebensunterhalt verdiente Elva jetzt mit der Betreuung einiger Sex-Chatrooms im Internet. Es war ein unappetitlicher Gedanke, hässlichen Versagern ihre virtuellen Schwänze zu lutschen (Zitat Elva), aber es war ja nur für den Übergang. Ich fand es durchaus unterhaltsam, dass ihr Wortschatz von Woche zu Woche um einige hundert Vokabeln aus dem Porno- und Hartz-IV-Lexikon answoll. Und die Tatsache, dass die erwähnten Versager sich gern eine bleistift dünne Blondine am anderen Ende der Leitung vorstellten, obwohl in Wirklichkeit eine rassige Wuchtbrumme mit Kodderschnauze in die Tasten haute, amüsierte mich sehr.

Elva schloss die Tür hinter sich und schob mich rückwärts durch den Flur ins Wohnzimmer, wo Coco schon bei Fuß stand. Nachdem sie die Katze begrüßt hatte, befreite Elva ihre langen schwarzen Haare aus der Pudelmütze und folgte mir zum Sofa. Ich setzte mich und rieb mir die Augen.

„Hab ich dich schon wieder geweckt?“

Sie warf mir eine Tageszeitung auf den Schoß und begann, der sich auf dem



Teppich rängelnden Sushi den Bauch zu kraulen. Ich startete auf die aufgeschlagene Zeitung und nickte müde.

„Du schläfst zu viel, Baby. Das ist nicht gut für dich.“

Sie sah sich im Zimmer um und ich folgte ihrem Blick. Das Fenster zur Küche hin war zur Hälfte beschlagen.

„Alter, es ist arschkalt hier! Ist die verflixte Heizung immer noch kaputt? Du musst den Fotzen bei der Hausverwaltung echt mal Feuer unterm Arsch machen. Oder willst du den ganzen Winter hier in der Kälte hocken?“

Ich wusste erstens, dass dies eine rhetorische Frage war und zweitens, dass Elva sowieso nicht vorhatte, mich in den nächsten Minuten zu Wort kommen zu lassen, also sagte ich nichts und lauschte dem Rest ihres Monologs.

„Kommst du morgen mit in diese Ausstellung?“, sagte sie schließlich und deutete auf die Zeitung. Mein Blick wanderte über das knittrige Papier und blieb an einem Artikel über eine Kunstaussstellung hängen. *Installationen nach Nietzsche*. Es klang fürchterlich langweilig. Kunst war nicht meine Mission – Ich verstand sie nicht und fragte mich, warum eigentlich alle um mich herum so verrückt danach waren. Aber ich hatte gelernt, dass man sich dafür zu interessieren hatte, wenn man nicht als ahnungslose Hinterlandschwuchtel gelten wollte, also spielte ich mit. Tatsächlich hatte ich mir über die Jahre die Gabe antrainiert, geistesranke Installationen zu betrachten, ohne dabei in schallendes Gelächter auszubrechen.

„Da ist bestimmt auch für dich etwas dabei! Guck mal!“

Elva riss mir die Zeitung vom Schoß und hielt sie sich vor das Gesicht, während sie mit der anderen Hand weiter die Katze kraulte.

„Ein Labyrinth! Und eine Armee nackter Jünglinge! Siehste! Na komm schon, du kannst ruhig mal wieder ein bisschen Spaß haben! Dein kauziges Individualistengetue funktioniert vielleicht bei den ganzen Kackfressen im Büro, aber ich kenne dich besser, William! Du wirst mir noch depressiv! Wann hast du das letzte Mal deine Gitarre in die Hand genommen? Oder mal laut gelacht?“

Ich dachte an Paul und seufzte. Es dauerte ein paar Anläufe, bis ich Elva von meinem unheilvollen Vormittag erzählen konnte. Es war mir doch tatsächlich peinlich, dass Paul mich einfach so hatte sitzen lassen.

Sicherlich war er schon öfter über Nacht weg gewesen, aber nie, ohne mir vorher zumindest irgendeine schwache Ausrede aufzutischen.

„Du, ich muss dir was erzählen.“, begann ich schließlich.

„Ja?“ Elva klimperte mit den Lidern.

„Paul ist weg.“

Ihre Hand blieb still auf der Katze liegen.

„Oh.“

Schweigen.

„Warum?“

„Keine Ahnung.“

„Einfach so? Hat er denn nichts gesagt?“

„Nein.“

„Habt ihr euch gestritten?“

„Nicht mehr als sonst.“

Ich konnte sehen, dass sie ihre Worte sorgfältig abwog.

„Oh nein. Mein armer kleiner William. Dir bleibt aber auch nichts erspart.“

Ich sah zu Boden.

„Und... wie geht es dir jetzt?“, fragte sie.

„Geht eigentlich.“

Eine Weile beobachteten wir, wie Coco sich mit einer Stoffmaus über den Boden rollte.

„Er war sowieso ein Wichser.“, sagte Elva dann, „Ich hab’s dir schon immer gesagt!“

„Ja.“

Eine milchkaffeefarbene Hand tätschelte meinen Arm.

„Aber dass der einfach so seine Sachen nimmt und abhaut, das hätte ich jetzt auch nicht gedacht.“

Seine Sachen! Vielleicht gab es ja doch einen Anhaltspunkt. Ich sprang auf, eilte ins Schlafzimmer und riss den Kleiderschrank auf. Etwa die Hälfte von Pauls Klamotten fehlte. Einen seiner Rucksäcke fand ich hinter der Tür. Ich wühlte darin herum, schüttete alles auf den Boden und inspizierte jedes Stück Papier, aber ich fand keinen Hinweis. Die Beine von mir gestreckt und mit den Handflächen im Staub blieb ich sitzen und versuchte, mich an irgendetwas zu erinnern, das er vielleicht gesagt haben könnte. Irgendwann kam Elva ins Zimmer. Sie ließ ihren Blick über das von mir verursachte Chaos schweifen und sah jetzt ernsthaft besorgt aus. Drei Atemzüge lang herrschte Stille, dann ging sie mit einem Ächzen neben mir in die Knie und nahm mich in ihre gewaltigen Arme. Ich verschwand fast darin.

„Ich kann heute Nacht bei dir bleiben. Muss dann nur meine Schicht von deinem Computer schieben. Okay?“

Ich war dankbar für ihre spontane Fürsorge. Ein einsamer kalter Herbstabend war ein einsamer kalter Herbstabend – mit und ohne Paul. Ich spendierte Elva ein paar von Pauls Zigaretten, setzte eine Kanne Kaffee auf und organisierte alle Decken und Kissen, die ich in der Wohnung finden konnte. Elva begann mit ihrer Schicht an meinem altersschwachen Laptop, während ich im Schein der flackernden Kühlschrankschlange nach einem Abendessen suchte. Im Hintergrund

lief leise der Fernseher und Elva lachte abwechselnd über die Witze von Charlie Sheen und die Wünsche ihrer Kunden. Nach einem Käseomelett und einer Flasche von Pauls Lieblingswein schliefen wir bei laufendem Fernseher auf dem Sofa ein.

Ich erwachte früh und mit Ganzkörperschmerzen. Elva lag im Dämmerlicht zusammengerollt auf dem zerkratzten Zweisitzer. Ihr Gesichtsausdruck war selig, obwohl die schräge Haltung ihres massiven Körpers auf diesem winzigen Sofa eher nach mittelalterlichen Foltermethoden aussah. Ich schlich eingehüllt in eine Decke aus dem Wohnzimmer, um mir ein Bad einzulassen und mich wenigstens für einen kurzen Moment aufzuwärmen. Die blauen Wellen mit der bitteren Note von Thymian und Meersalz schwappten bereits um meine Knie, als ich das Klicken eines elektrischen Feuerzeugs aus dem Wohnzimmer hörte. „Guten Morgen!“, rief ich durch die offene Tür.

Ich hörte Elva durch die Wohnung laufen, vermutlich in Richtung Kaffeemaschine.

„Morgen!“, rief sie, „Lass mir das Wasser drin, ja?“

Dankbar für die heimelige Vertrautheit in meinen vier Wänden rutschte ich tiefer, legte den Kopf auf den Wannенrand und dachte an meine Mutter, wie sie morgens immer mit einem riesigen Handtuchturban auf dem Kopf durch unser Zimmer gewirbelt war, unsere Sachen gepackt und mich zur Eile angegraben hatte.

Nach dem Baden machte ich uns ein Frühstück aus Vollkornbrot und Eiern, das wir schnell in uns hinein schaufelten, denn wir konnten es angesichts der Kälte, die sich nach einem heißen Bad umso gnadenloser in die Knochen fraß, kaum erwarten, das Kühlhaus zu verlassen.

Wir liefen zügig und Elva schlug vor, anstatt der Brücke den längeren Weg um die Hafenspitze herum zu nehmen, da wir bis zur Eröffnung der Ausstellung noch genug Zeit hatten. Als wir nach zwanzig Minuten Fußmarsch die Ruderclubs passierten, traf die Wucht der Erinnerung mich unvorbereitet: Mein gestriger Traum schwappte glühend zurück in mein Bewusstsein. Ich beschleunigte meine Schritte und versuchte, die wärmende Vision von Keno zurückzudrängen.

„Alles ok?“, fragte Elva und sah mich von der Seite an. Diesen Teil der Geschichte hatte ich bei meinem Lagebericht am Vorabend ausgelassen. Selbstverständlich! Elva hätte mich an den Eiern an einem Baum geknotet, wenn ich ihr davon erzählt hätte!

„Ja, alles bestens.“, log ich.

„Hm“, machte sie, und nach einer Pause: „Was macht eigentlich *Darth Winter*?“ Es war, als hätte sie meine Gedanken gelesen.

„Wahrscheinlich sägt er gerade meinen Schreibtisch in zwei Hälften oder tötet meine Büropflanzen.“

„Oder er korrigiert deinen neuesten Artikel mit seinem *Leserschwert!*“

Elva lachte über ihren eigenen Witz und kriegte sich minutenlang nicht mehr ein. Auf Höhe des Bahnhofs piff sie vor Anstrengung schon aus dem letzten Loch.

„Geht es vielleicht ein bisschen langsamer? Nimm etwas Rücksicht auf meinen Luftwiderstand!“, schnaufte sie zwischen purpurroten Ohren. Ich bremste und hob den Blick zum Himmel. Eine Möwe segelte knapp über unsere Köpfe hinweg.

„Meinst du es schneit heute?“

Elva brauchte ein paar Sekunden, um zu antworten.

„Es ist zu früh für Schnee.“

Wir liefen weiter bis zum Ende des Kais. Leer stehende Lagerräume mit durchhängenden Dächern, die von jungen Rockbands zu Proberäumen umfunktioniert worden waren, lagen wie ein Paar ausgelatschter Turnschuhe zwischen den Bahnschienen und dem Wasser. Ein Transportboot, das den Duft des Meeres mitgebracht hatte, schaukelte knarrend im Wind. Als wir daran vorbeigingen, sah ich, dass der weiße Anstrich großflächig abblätterte und verrottete Planken freigab. Nachdem wir die Hafenspitze umlaufen und später auch das Büro des *Kurier* hinter uns gelassen hatten, kehrten wir in einer Bäckerei ein. Ich bestellte zwei Milchkaffee und eine Tageszeitung und Elva konnte nicht widerstehen, auch noch eine warme Zimtschnecke zu kaufen. An einem Bistrotisch sitzend blätterte ich die Zeitung durch und zitierte die wichtigsten Überschriften, während die Zimtschnecke Stück für Stück in Elvas Mund verschwand.

„Guck mal!“, sagte sie zwischen zwei Bissen und klang dabei, als hätte sie eine Wolldecke verschluckt. Mein Blick folgte ihrem ausgestreckten Zeigefinger durch das Schaufenster auf die Straße. Winzige Schneeflocken wirbelten durch die Luft und puderten den Asphalt.

„William, du hast die Gabe!“

„Hoffe nicht.“, murmelte ich und dachte an meinen Traum. Schon schob sich das gefürchtete Bild zurück in meine Wahrnehmung: Kenos Augen. Nachtschwarz und geschwungen wie die Pinselstriche eines Kalligrafen. Sie blickten sanfter, als ich sie je in der Realität gesehen hatte.

Elvas klimpernder Schmuck riss mich abermals aus meiner Trance. Sie hatte die Jacke schon wieder angezogen und trommelte mit den Fingern auf die zerkratzte Oberfläche des Tisches. Ich erhob mich, zog eilig meinen Mantel an und folgte ihr nach draußen. Wir gingen jetzt an der Hauptstraße entlang und der Straßenlärm machte jede ernsthafte Unterhaltung unmöglich.

Elva sang stattdessen ein Lied von Morrissey und verstummte erst, als wir vor den Toren der Ausstellung standen. Über einer Hofeinfahrt hing eine weiße Programmtafel, auf der in großen Plastikbuchstaben die Worte *STILLE ZEUGEN* und darunter etwas kleiner *Installationen nach Nietzsche* gesetzt waren. Wir passierten die Kasse und folgten einem schmalen Gang aus schwarzen Stellwänden ins Innere des Gebäudes. Je weiter wir gingen, desto dunkler wurde es. Schließlich endete unser Weg hinter einem dicken Samtvorhang im absoluten Schwarz.

„Fuck! Hast du einen anderen Weg gesehen?“, fragte Elva.

„Nein.“, antwortete ich.

Ratlos stand ich im lichtlosen Nichts und hoffte, dass meine Augen sich bald an die Umgebung gewöhnen würden. Als das nicht geschah, begann ich die Wände abzutasten. Die glatte Oberfläche kühlte meine Fingerspitzen. Hier und dort fühlte ich eine Rille, die zwei Wände miteinander verband. Dann bekam ich endlich etwas Weiches zu fassen.

„Komm her, hier ist was!“ Ich fasste mit der Hand vorsichtig in den Stoff, der sich schwer und pelzig anfühlte, genau wie der Vorhang, durch den wir am Anfang gegangen waren. Dahinter waren noch weitere Lagen Stoff. Mein ganzer Arm verschwand im weichen Gewühl, dann mein halber Körper und schließlich auch Elvas Hand, die ich fest umklammert hielt. „Hier lang!“

Ich drückte mich vorsichtig durch die anschniegsame Dunkelheit und zog Elva hinter mir her. Es wurde immer beklemmender, je weiter wir gingen. Mir ging die Luft aus, dieser Gang nahm kein Ende! Der Stoff wurde immer schwerer, die Dunkelheit immer grausamer. Mir brach schon der Schweiß aus, doch ich schob mich weiter nach vorn. Endlich sah ich ein schwaches Licht. Als ich die Freiheit erreichte, kühlte ein Luftzug den Schweiß auf meiner Stirn und ich trat in gleißend helles Licht. Ich kniff die Augen zusammen und versuchte, etwas zu erkennen. Scheinwerfer aus allen Richtungen verwandelten den quadratischen Raum in eine einzige weiße Folter. Wir standen vor zwei nebeneinander liegenden Türen. Elva spähte durch eine von ihnen.

„Geil, das ist das Labyrinth! Du links, ich rechts? Mal sehen, wo wir uns wieder finden!“

Adrenalin schoss durch meinen Körper, als ich Elvas Hand losließ und durch eine der Türen in den weißen Gang trat. Ich bewegte mich langsam, da meine Augen noch immer nicht mit der Helligkeit klarkamen. Jetzt gab es nur noch kahle weiße Gänge, links, rechts, links, und keinerlei Orientierungsmöglichkeiten mehr. Nach ein paar Abzweigungen wurde es langweilig und ich beschleunigte meine Schritte. In der Eile übersah ich einen Gang, der sich zu meiner Rechten auftat, erschrak über eine Bewegung und machte einen Satz

rückwärts. Der bärtige alte Mann, mit dem ich fast zusammengekracht wäre, bog vor meinen Augen um die Ecke, wobei er mir einen eigenartigen Blick schenkte. Sein dichtes, schulterlanges Haar war so weiß, dass es in diesen Gängen beinahe unsichtbar wurde. Der Alte war bereits um die nächste Ecke verschwunden, als ich meinen Weg fortsetzte und in einer Sackgasse endete. Zwei herrische Augen blickten aus fast drei Metern Höhe auf mich herab: Ein Wesen, halb Pferd, halb Mensch, stand mit verschränkten Armen auf einem Podest; unter einem seiner Hufe, von denen jeder so groß war wie ein Taufstein aus dem 14. Jahrhundert, lag rücklings auf dem Boden ein Kind und schrie stumm um sein Leben. Beklommen kehrte ich um und bog in einen anderen Gang ein, dessen Wände plötzlich nicht mehr weiß, sondern schaumrosa glänzten. Als ich an zwei Reihen aus zwei Meter großen Engelsskulpturen geriet, die zu beiden Seiten des Ganges den Weg säumten, blieb ich stehen. Wie Soldaten standen sie da, Flügel an Flügel, und starrten scharf geradeaus. Es war lächerlich, aber mit ihren toten Augen und den langen weißen Armen machten sie mir Angst. Auf der anderen Seite befand sich eine Kreuzung mit einem Wegweiser. Es half nichts, ich musste an den Engeln vorbei. Ich machte drei hektische Schritte, bis ich außer Reichweite ihrer Arme war, und erst dann drehte ich mich noch einmal um und betrachtete in Ruhe ihre Gesichter. Was ich sah, ließ mich erstarren: Einer der Engel beobachtete mich aus allzu vertrauten Augen. Sein Blick war nicht stur nach vorn gerichtet wie bei den anderen Engeln. Er sah mich an! Ich wich zurück und schlug mit dem Rücken hart gegen eine Wand. Entsetzt starrte ich in das bleiche Gesicht mit der hohen Stirn und der schmalen Nase.

„Paul?!“ Es war nicht mehr als ein Flüstern. Lilafarbene Flecken schoben sich in mein Sichtfeld, dann verlor ich das Bewusstsein.

Als nächstes sah ich Elvas Gesicht über mir. Etwas Kaltes lag auf meiner Stirn.

„William?“

Ich versuchte mich aufzurichten.

„Vorsicht mit deinem Kopf!“

Ich sah mich um. Wir befanden uns in einem kleinen Zimmer mit einem Verbandskasten und einem Telefon an der Wand. Jemand legte mir ein Blutdruckmessgerät an und drückte lautstark auf die Pumpe.

„Was ist passiert?“, fragte ich.

„Du hattest einen Kreislaufkollaps.“

„Tut mir leid.“

Elva lachte über meine Entschuldigung und reichte mir ein Glas Wasser.

„Du hast jetzt bestimmt eine Beule. Wie fühlt sich dein Kopf an?“

„Es geht.“

Sie nahm das feuchte Tuch von meiner Stirn und hielt es mir hin, damit ich meinen Hinterkopf kühlen konnte.

„Hast du diesen Engel gesehen?“, fragte ich.

„Welchen Engel?“

„Er sieht aus wie Paul! Komm mit, ich muss ihn dir zeigen!“ Ich versuchte, aufzustehen, aber Elva drückte mich zurück auf die Liege.

„Nix da! Wir warten jetzt hier, bis du verarztet bist, und dann bringe ich dich nach Hause! Du brauchst Ruhe!“

„Aber es ist *wirklich* Paul!“

Elva musterte mich nur und sagte nichts. Es war offensichtlich, was sie dachte.

„Du glaubst ich werde verrückt, oder?“

„Blödsinn, ich mache mir nur Sorgen. Aber ich bin froh, dass du endlich mal aufhörst, den Helden zu spielen. Es geht dir nicht gut William, und das ist nur verständlich.“

Der Sanitäter lenkte seine Aufmerksamkeit auf mich.

„Sie dürfen aufstehen, aber schonen sie sich ein bisschen, mit so einem *Burnout* ist nicht zu spaßen!“

Ich sah erst ihn an und dann Elva.

„Hast *du* ihm das gesagt?“

Elva nahm meine Hand und half mir beim Aufstehen.

„Ich mach mir wirklich nur Sorgen, William.“

Wir verließen das Gelände, da Elva sich strikt weigerte, noch einen Blick auf den Engel zu werfen. Ich beschloss aber, in den nächsten Tagen mit einer Kamera und stärkeren Nerven im Gepäck wiederzukommen. Vorsichtshalber nahm ich mir aus einem Zettelständer am Eingang eine der Broschüren über die Ausstellung mit. Elva rief uns ein Taxi – sie hatte beschlossen, mich an meiner Wohnung abzusetzen und dann selbst nach Hause zu fahren, um später mit frischen Klamotten am Leib zurück zu kommen.

Als ich zuhause war, goss ich den Rest des lauwarmen Kaffees in eine Tasse und setzte mich damit ans Fenster, wobei ich die Hälfte aus Versehen wieder verschüttete. Während ich die Broschüre der Ausstellung studierte, sprang Coco auf meinen Schoß und begann halbherzig, mit einer Pfote die Schneeflocken vor dem Fenster zu jagen. Laut Broschürentext handelte es sich bei den *Stillen Zeugen* um eine Gruppe von Künstlern, die die Erlöse ihrer Ausstellungen ausschließlich Menschenrechtsorganisationen spendeten. Wie um Himmels Willen konnte Paul etwas mit denen zu tun haben? Oder war die Ähnlichkeit mit dieser Statue reiner Zufall? Ich rieb meinen schmerzenden Hinterkopf und versuchte, die Dinge zu kombinieren, aber es wollte mir nicht gelingen. Schließlich stellte ich den Kaffee auf die Fensterbank und vergrub

meine Nase in Cocos Fell. Während ich sie in den Schlaf kralte, sog ich ihren holzigen Duft ein und entspannte mich etwas.

Ich muss eingeschlafen sein, denn ich schrak hoch, als der Schlüssel im Türschloss gedreht wurde. Sofort war ich hellwach und lauschte nervös dem Geräusch der näher kommenden Schritte. Außer mir gab es nur einen, der einen Schlüssel für die Wohnung besaß, und das war Paul. Ein leises Schnaufen aus dem Flur gab Entwarnung. Elva schlich mit einer Reisetasche über der Schulter um die Ecke, und als sie mich am Fenster sitzen sah, ließ sie die Schultern hängen.

„Ach Süßer, ich dachte du schläfst!“

„Und ich dachte, Paul ist wieder da!“, antwortete ich und bereute es sofort, denn Elvas Gesichtsausdruck wurde schlagartig herzerreißend mitleidig.

„Tut mir leid. Ich hätte klingeln sollen.“

„Schon gut.“

Ich rieb mir die Augen und gähnte. „Wo hast du denn den Schlüssel her?“

„Den hier?“, sie hielt das kleine Schlüsselbund hoch und klimperte damit.

„Er lag in der Küche. Ich dachte, momentan wäre es gut, wenn jemand...“

„...auf mich aufpasst?“ Ich zog die Stirn kraus.

„Ehm, ja.“

Ich griff nach dem Schlüsselbund – es war eindeutig der von Paul – und gab ihn Elva schließlich zurück. Warum hatte ich ihn in der Küche nicht liegen sehen? Elvas volle Lippen formten einen Schmollmund.

„Willst du nicht doch versuchen, ein bisschen zu schlafen? Du siehst schrecklich aus!“

So fühlte ich mich auch. Mir schwirrte der Kopf, meine Augen brannten und ich hing schlapp wie eine alte Bananenschale über der Stuhllehne.

„Ja, das sollte ich.“

Erst als ich unter den beiden Decken lag und mein Körper sich langsam erwärmte, merkte ich, wie erschöpft ich wirklich war. Nur mein Kopf wollte noch immer nicht zur Ruhe kommen – Ich hatte einfach zu viele Fragen. In diesem unnebelten Zustand plante ich meine nächsten Schritte, vergaß aber jeden von ihnen sofort wieder. Es dauerte lange, bis ich endlich einschlief.

Als ich aufwachte, war es schon dunkel. Der Wind piff gespenstisch ums Haus und ich hätte mich verloren und einsam gefühlt, wenn ich nicht gewusst hätte, dass Elva bei mir war. Ich schälte mich aus den Bettdecken, streckte meine schmerzenden Glieder und folgte dem Geräusch der polternden Katzenpfoten ins Wohnzimmer. Coco tanzte gerade konzentriert mit einem Federstab, während eine glücklich lächelnde Elva ihre Choreographie mit viel Leidenschaft dirigierte. Beide freuten sich, mich zu sehen.



„Guten Abend! Ich habe uns eine Zeitung geholt und Kaffee gekocht!“

Ich sah auf die Uhr – es war sechs Uhr Abends. In Vorfreude auf einen Kaffee ging ich in die Küche, wo es noch immer nach Zigaretten und altem Müll stank. Das Chaos war noch schlimmer geworden, was ich vorher nicht einmal für möglich gehalten hatte. Zurück im Wohnzimmer setzte mich auf das Sofa und schlug die Zeitung auf. Beim Kinoprogramm blieb ich hängen. Seit Mama krank geworden war, hatte ich keinen Kinosaal mehr betreten, und es kam mir vor wie eine Ewigkeit. Auf unseren Reisen hatten wir fast jede Woche einen neuen Film gesehen, um die langen Abende mit ein wenig Leben zu füllen.

„Lust auf Kino?“, fragte ich in die Stille hinein. Elva zuckte zusammen, als hätte ich sie aus tiefsten Gedanken gerissen.

„Sorry William, meine Kohle ist für die Ausstellung und das Taxi drauf gegangen.“

Ich wühlte in meiner Tasche, kratzte ein bisschen Kleingeld zusammen und schob es über den Wohnzimmertisch zu Elva.

„Hier.“

„Lass stecken. Kauf uns davon lieber was zu essen. Der Kühlschrank ist fast leer. Mit dem Zeug da drin kommen wir vielleicht noch einen Tag aus – wenn ich mich zurückhalte.“

Was eher nicht ihre Spezialität war.

Wir spielten ein paar Runden Scrabble, tranken noch eine von Pauls Weinflaschen aus und sahen nebenbei fern. Schon wieder Charlie Sheen. Irgendwann hatte ich keine Lust mehr und blätterte weiter in der Zeitung. Ein Artikel auf der vorletzten Seite rüttelte mich wach: Den Mann auf dem Foto hatte ich heute schon einmal gesehen.

„Elva, guck mal! Der Kerl war heute in der Ausstellung!“

Ich las die Überschrift neben dem Foto laut vor:

*„Vergewaltiger Levin aus Haft entlassen. Wieso hab ich von dem noch nie etwas gehört?“*

Elva schüttelte stumm den Kopf und ich las weiter:

*„Der wegen mehrfacher Vergewaltigung angeklagte Josaphat Levin wurde am Montagmorgen nach acht Jahren Haft aus der JVA Kiel entlassen. Nach Levins erster Verhaftung im Jahr 1980 war er aus Mangel an Beweisen wieder frei gekommen. Erst in einem zweiten Prozess im Jahr 1998 konnte Levins Schuld endgültig bewiesen werden.“*

„Krass!“

Auf der Suche nach Bestätigung sah ich auf, aber Elva war verschwunden.

Ich fand sie im Bad – mit dem Gesicht über der Kloschüssel.

„Was ist mit dir?“

„Wie alt war die Eiscreme?“, presste sie heraus, kurz bevor ein Schwall Erbrochenes sich seinen Weg bahnte.

„Welche Eiscreme denn?“

Ich bekam keine Antwort mehr.

Es stellte sich heraus, dass Elva während meines Nickerchens die Schachtel *Ben&Jerrys* gefunden hatte, die seit Jahren ganz hinten im Eisfach vor sich hin rottete. Ich schlug vor, ihr einen Krankenwagen zu rufen, aber sie hatte noch genug Kraft, um mir lautstark zu widersprechen. Eine schlaflose Nacht und einen qualvollen halben Tag später hatte sie sich wieder so weit erholt, dass ich sie allein lassen konnte, um in den Supermarkt zu gehen und ein paar Vorräte zu kaufen.

Obwohl ich die Kälte aus meiner Wohnung gewohnt war, zwang die arktische Luft mich, meine Kapuze über den Kopf zu ziehen und den Schal noch enger zu wickeln, während ich die feine Puderschicht auf dem Gehweg mit meinen Stiefeln zerstörte. Der Supermarkt war voll mit Rentnern und Mehrfachmüttern, aber da ich nicht in Eile war, ließ ich den Hürdenlauf über mich ergehen und sammelte gemütlich ein paar Grundnahrungsmittel ein. Zurück im Innenhof leerte ich noch den Briefkasten und ging wieder nach oben. Geschirrklappern aus der Küche verriet mir, dass Elva wieder auf den Beinen war. Ihre Ringe und Armreifen lagen sorgfältig aufgereiht auf dem Küchentisch, aus den Boxen des CD-Players sang David Bowie um sein Leben und die Katzen hingen schmatzend über den Näpfen. Die feisten Hände in einem riesigen Berg aus Spülschaum vergraben, summte Elva zu den Klängen von *Cat People*. Ich setzte einen Kaffee auf und räumte meine Einkäufe in die Schränke. Nachdem ich auch noch den Eierkocher und den Toaster gestartet hatte, ließ ich mich auf das Sofa fallen und sah die Post durch. In dem Stapel aus Zeitungen, Werbung und Pizzaprospekten fand ich auch einen an mich adressierten Briefumschlag. Ich erkannte die Handschrift und hielt die Luft an. Mit zitternden Händen zerfetzte ich den Umschlag und zerriss dabei den halben Brief. Fassungslos startete ich auf nur eine krakelige Zeile auf dem halben Din-A-4 Blatt:

*Bitte such nicht nach mir. Paul*

„ARSCHLOCH!“

Ich hielt mir selbst den Mund zu und hoffte, dass Elva meinen Fluch nicht gehört hatte. Dann zerknüllte ich den Brief, warf ihn in eine Ecke und stapfte ins Bad, um in lautloser Raserei die Wandkacheln zu verprügeln.

„Such nicht nach mir“? War das hier ein verdammter Tarantinofilm? Hatte er jemanden erschossen und war gerade dabei, sich mit dem Geld aus einem Bankraub nach Argentinien abzusetzen? Ich fühlte mich komplett verarscht. Der Rest der Woche verging schleppend. Elva blieb bei mir und mein Verlangen nach Gerechtigkeit wuchs mit jedem Tag. Ich konnte es nicht erwarten, Paul in die Finger zu bekommen und dachte darüber nach, Sarah Richter einen weiteren Besuch abzustatten, aber gleichzeitig war mir klar, dass es zu nichts führen würde. Aber stattdessen herumzusitzen und auf den Anruf der ominösen Martha zu warten, machte mich schier wahnsinnig! Wahrscheinlich gab es sie nicht einmal.

Was mich außerdem beschäftigte, waren meine wiederkehrenden Träume von Keno. Er war zu einem festen, heldenhaften Bestandteil von ihnen geworden, und ich fand den Umstand, dass er in den Nächten eine fesselnde Anziehungskraft auf mich ausübte, ziemlich beunruhigend. Wie konnte eine einzige rätselhafte Begegnung *das* aus mir gemacht haben? Nichts ergab momentan einen Sinn. Ich begann, mir ernsthaft Sorgen um meine geistige Gesundheit zu machen.

Elvas Fürsorge war derweil fast übermenschlich und begann langsam aber sicher, mir auf die Nerven zu gehen. Noch mehr Zeit zum Nachdenken würde mich zwar auch nicht vor mir selbst retten können – im Gegenteil – aber ich fühlte mich auch nicht mehr in der Lage, noch eine einzige Minute lang umsorzt zu werden. Als Elva und ich am Samstag beim Kaffee saßen, fasste ich mir ein Herz.

„Ich muss mich bei dir bedanken.“

Elva hielt ihre Kaffeetasse vor den Mund und blinzelte mich an.

„Musst du nicht. Beste Freundin und so, das gehört zum Service!“

„Ohne dich wäre ich in den letzten Tagen bestimmt durchgedreht.“

„Ist doch selbstverständlich! Du kannst halt auch nicht einfach deine Mutter anrufen und dich bei ihr ausweinen.“

Ich verdrehte die Augen.

„Könnte ich schon, aber es würde sie umbringen.“

Ich ahnte ja nicht, wie richtig ich damit lag. Ich hatte bisher nie versucht, Mama die Wahrheit über mich zu erzählen. Sie hatte auch nie gefragt, also weshalb ein Fass aufmachen? Wir waren jahrelang auf engstem Raum allein gewesen – in einem solchen Lebensmodell war einfach kein Platz für Experimente.

Elva starrte an mir vorbei aus dem beschlagenen Fenster.

Ich musste irgendwie zur Sache kommen. Verlegen malte ich ein Herz in einen Haufen aus verschüttetem Zucker.

„Also... ich glaube, dass ich das Schlimmste jetzt überstanden habe. Ich komme wohl ab heute wieder alleine klar.“

Schweigen.

Viel deutlicher konnte ich nicht werden, also wartete ich. Elva zwirbelte eine ihrer Haarsträhnen zwischen den Fingern und sah weiter aus dem Fenster. Dann nahm sie noch einen geräuschvollen Schluck Kaffee, blätterte in der Zeitung, pulte das antike D-Mark-Preisschild von der Kaffeedose, und sah mich schließlich an.

„Tja... dann geh ich wohl mal.“

Ich lächelte unsicher. Offenbar war unsere kleine Liebeskummer-WG nicht ganz uneigennützig gewesen.

Es dauerte noch eine ganze Weile, bis wir schließlich an der Tür standen, um uns zu verabschieden.

„Dein Sofa ist wirklich sehr bequem.“

„Lügnerin!“

Sie drückte mir noch einen feuchten Kuss auf die Wange und wandte sich zum Gehen.

„Danke für alles!“, rief ich ihr hinterher.

Der Montagmorgen kam unerwartet früh. Draußen war es noch dunkel, und das unangenehme Gefühl in meiner Brust war schon da, lange bevor das schrille Klingeln des Weckers meinen Schädel in zwei Hälften spaltete. Ich verbrachte mehr Zeit als notwendig im Bad und verließ erst die Wohnung, als ich meine Aufregung einigermaßen unter Kontrolle gebracht hatte. Es schneite in dicken Flocken und die Straßen lagen in schneebedeckter Stille. Je näher ich dem Büro kam, desto stärker wurde meine Unruhe. Der Gedanke, gleich Keno über den Weg zu laufen, verursachte mir Magenschmerzen. Als mir der vertraute Geruch des frisch gereinigten Treppenhauses in die Nase stieg, begann mein Herz zu rasen. Auf der Treppe wurde ich von Simon Grothe überholt, dem Kollegen, der nach Keno immer Platz zwei auf meiner Hassliste belegt hatte. Ich hatte kaum je ein Wort mit ihm gewechselt, aber er betrachtete es offenbar als olympische Disziplin, in meiner Gegenwart einen Schwulenzwitz nach dem anderen zu reißen. Simon rauschte grußlos an mir vorbei und hielt es, obwohl ich zwei Sekunden nach ihm oben ankam, nicht für nötig, mir noch die Tür aufzuhalten. Mein Hechtsprung war sinnlos und peinlich, denn jeder in der Redaktion konnte durch die Glastür sehen, wie mir selbige vor der Nase zuknallte. Das war ein Problem in diesem Büro: Glas, Glas, Glas. Es gab kaum Wände, und wenn, dann höchstens diese niedrigen Pappaufsteller, die einzelne Schreibtischgruppen voneinander trennten. Sogar die Einzelbüros der Geschäfts-

leitung waren mit Glastüren ausgestattet, weshalb jedermann Zeuge werden durfte, wenn ich wieder einmal ein demütigendes Einzelgespräch bei Keno hatte. *Keno*. Ich musste an seinem Büro vorbei, wenn ich zu meinem Schreibtisch wollte. Diese Tatsache hatte mir schon immer Unbehagen bereitet, aber heute gesellte sich zu diesem Gefühl eine neue, verwirrte Aufregung.

Ich bewegte mich schnell und widerstand dem Drang, im Vorbeigehen einen Blick durch seine Tür zu werfen. Erleichtert glitt ich schließlich hinter meinen Schreibtisch und warf meinen Rucksack neben mir auf den Boden. Ich erschrak fürchterlich, als ich plötzlich am Schreibtisch gegenüber jemanden sitzen sah. Ein Mädchen grinste unter einer großen Portion blondierter Haare hervor.

„Hallo!“, quietschte sie Kaugummi kauend.

Beim Klang ihrer Stimme erfasste mich blankes Entsetzen und ich wünschte mir von ganzem Herzen, dass diese Person nicht meine neue Praktikantin war.

„Ich bin Vivian. Die neue Praktikantin.“

Ihre ausgestreckte Hand schwebte über der Grenze zwischen unseren Schreibtischen. Nach kurzem Zögern stand ich auf, streckte mich und schüttelte ihr die Hand.

„William.“

Ich hoffte, sie würde sich irgendwann einfach in Luft auflösen und widmete mich der Unordnung auf meinem Schreibtisch. Während ich ein paar Zettel sortierte und Brötchenkrümel aus meiner Tastatur schüttelte, ignorierte ich Vivian vollkommen, spürte aber, dass sie mich genau beobachtete. Ich fuhr den Rechner hoch, überflog die vielen E-Mails, die sich während meines Urlaubs angesammelt hatten und seufzte angesichts der bevorstehenden Arbeit unüberhörbar.

„Was denn?“, piepste Vivian und reckte den solariumgebräunten Hals, um einen besseren Blick auf meinen Schreibtisch zu haben.

„Viel zu tun.“

„Ich kann dir doch helfen? Keno hat gesagt, ich soll ab heute mit dir mitlaufen.“

Ich versuchte, die aufsteigende Wut zu unterdrücken und nickte nur. Mein erster Tag nach dem Urlaub, 600 E-Mails im Postfach und auf meinem Schoß saß ein getoasteter Praktikantenchihuahua. Ohne Kaffee würde ich keine weiteren zehn Minuten überleben. Ich machte mich auf den Weg in Richtung Küche und feuerte auf halber Strecke einen messerscharfen Blick in Kenos Büro ab. Seltsamerweise war es leer. Meine Wut verpuffte und wich einer unterschwelligem Enttäuschung. In der Küche füllte ich zwei Becher bis zum Rand mit Milchkaffee und machte mich – sehr langsam, um nicht zu kleckern – auf den Rückweg. Da ich mit den Augen jeden Winkel des Büros nach Keno absuchte, ging trotzdem einiges daneben, und so hinterließ ich eine hellbraune Kaffeespur auf dem

Linoleum. Schwungvoll stellte ich Vivian eine überschwappende Tasse vor die Nase und verschwand wieder hinter meinem Computer.

„Danke!“, quietschte sie, „Coole Haare übrigens! Machst du das selber?“

„Mhm.“ Ich lehnte mich näher zu meinem Bildschirm, damit sie meinen Kopf nicht mehr sehen konnte und versuchte, mich auf meinen Berg aus Arbeit zu konzentrieren.

„Hast du auch Tattoos?“

Der Bleistift zwischen meinen Zähnen zerbrach in zwei Teile, und ich nahm einen Schluck vom brühend heißen Kaffee, um meine Nerven zu beruhigen. Der Schmerz dämpfte meine Mordlust, aber nur sehr kurz.

„Ist Keno gar nicht da?“, fragte ich, um die Aufmerksamkeit von mir weg zu lenken. Vivian antwortete nicht sofort, was mich aufschauen ließ. Ihr Gesicht war plötzlich knallrot.

„Nein.“, sagte sie, ließ sich einen dichten Vorhang aus Hundehaar ins Gesicht fallen und schwieg. Ich beglückwünschte mich selbst zu meinem Volltreffer. Jetzt wusste ich wenigstens schon mal, wie ich sie ruhig stellen konnte. Leider musste ich dafür jedes Mal den Namen aussprechen, der auch *mir* seit Neuestem eine gehörige Portion rote Wangen bescherte. Aber das war es wohl wert.

Mit jeder gelesenen E-Mail wurde meine handschriftliche To-Do Liste ein Stück länger. Hin und wieder warf ich einen Blick zu Vivian, die tagträumend an ihrem Computer saß und ein bisschen mit der Maus herumklickte. Als ich für die nächste Runde Kaffee aufstand und Vivians leere Tasse von ihrem Schreibtisch einsammeln wollte, warf ich zufällig einen Blick auf ihren Bildschirm und erschrak. Vor meinen Augen entrollten sich die Google-Suchergebnisse für den Suchbegriff *Keno Winter*.

Befremdet hielt ich inne. Es erinnerte mich an irgendetwas. Als Vivian meinen Blick bemerkte, schloss sie die Seite sofort und wurde schon wieder rot. Gedankenverloren setzte ich meinen Weg in die Küche fort. Mir war, als hätte ich etwas Wichtiges vergessen. Während ich in meinem Kopf nach der verlorenen Information suchte, machte ich mich daran, einen neuen Kaffee aufzusetzen, da die große Kanne nur noch ein wässriges Blubbern von sich gab, wenn man auf den Hebel drückte. In einiger Entfernung schlug die Eingangstür, dann kam Unruhe ins Büro.

„Morgen!“, „Guten Morgen!“, „Morgen Keno!“

Ich versteinerte. Keno war da. Und ich war in der Küche gefangen. Das Hämmern in meiner Brust war so hart, dass mein ganzer Körper bebte. Den Rücken an die Schränke gepresst, rutschte ich in die hinterste Ecke und betete zu Morpheus, dass Keno jetzt keine Lust auf Kaffee hatte. Angespannt wartete ich auf das Geräusch seiner stampfenden Schritte, aber es kam nicht. Als ich

nach fünf Minuten immer noch nichts gehört hatte, löste ich zaghaft meine Starre, steckte den Kopf zur Tür hinaus und sah – nichts! Ich stieß mich mit einer Hand vom Türrahmen ab und schlich mit gesenktem Blick durchs Büro. Kurz vor den Einzelbüros beschleunigte ich meine Schritte und huschte daran vorbei. Lautlos schwang ich mich hinter meinen Schreibtisch. Vivian hatte schon auf mich gewartet.

„Also das da eben...“, sagte sie und deutete auf ihren Bildschirm, „Es ist so: Ich soll für Kenos Autobiographie ein paar Sachen recherchieren.“

Diese Lüge war so absurd, dass ich fast in lautes Gelächter ausgebrochen wäre, aber ich schluckte es runter und lächelte diplomatisch.

„Wolltest du nicht Kaffee holen?“, fragte sie nach einer Weile des betretenen Schweigens.

[...]

ISBN: 978-3-943767-08-7

Erschienen im:

---

**KLAK**  
**VERLAG** für gute Bücher  
Jörg Becken & Ingo Markert GbR  
[www.klak-verlag.de](http://www.klak-verlag.de)

1. Auflage, 2013

© Kirstin Messerschmidt, Berlin 2013

© KLAKE Verlag, Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten